

ANMERKUNGEN ZUR KÖLNER ARCHITEKTUR UM 1200

Norbert NUSSBAUM*

Die Kölner Architektur bringt zwischen 1200 und 1250 höchst eigenwillige und unverwechselbare Bauformen hervor, die aus der fortwirkenden Kraft bedeutender Bautraditionen der Romanik schöpfen. Es werden Bauten wie Groß St. Martin richtungweisend, dessen Architekt bei aller Formfülle und Gliederungsfreude nicht auf eine Betonung der Baumassen in ihrer körperlichen Präsenz verzichtet. Durchbrechung und Aushöhlung der Mauer führen nicht zur systematischen Massenreduktion oder zur Etablierung senkrechter Aufrißintervalle, sondern aufeinander lagernde Geschoßgürtel umschließen den Raum. Der hohe Kleeblattchor von Groß St. Martin (ca. 1150-1172) scheint *prima vista* noch am ehesten auf die Vertikalität und Raumeinheit gotischer Kirchen zu verweisen. Den breitgelagerten Chor von St. Aposteln früher anzusetzen, hielte man also für naheliegend. Doch das Gegenteil ist der Fall - er wurde erst um 1200 erbaut. Die Verwandlung der steilen Konchengliederung in weitgedehnte, dickwandige und fast schwerfällige Chorräume, die neue Absonderung der Konchen durch breite Vorjoche, wo zuvor durch enges Zusammenrücken Raumverschmelzung intendiert war - dies sind Wandlungen einer von westlichen Einflüssen wenig berührten Romanik zwischen 1150 und 1200. Zwischen diesen beiden Polen bewegen sich die raumbildenden Konzepte der folgenden Jahrzehnte. Im Innern besitzen viele dieser Chöre Laufgänge vor den Fenstern, St. Kunibert auch im Sockelgeschoß, jedoch greifen diese Gangsysteme die Substanz der Mauer nicht an. Ihre schweren Bogenstellungen wirken eher wie nach innen gezogene Widerlager der Apsiskalotten. Die Langhäuser sind zumeist sehr kurz, nur Wegräume zu den aufwendigen Ostanlagen und im Gebundenen System errichtet. In St. Andreas, St. Aposteln und St. Kunibert sind Blendtriforien zwischen Pfeilerarkaden und Obergaden eingefügt. In Groß St. Martin gibt es sogar echte Triforien. Doch den entscheidenden Schritt zum gotischen Aufriß vollziehen auch diese Langhäuser nicht. Die Pfeiler bleiben vierkantig und kurz. Die Scheidarkatur in Groß St. Martin noch rundbogig scheint wie aus der Mauer

gesägt und demonstriert die Massivität der über ihr aufwachsenden Wand. Kein Profil lockert die Archivoltenumrisse auf. Triforium und Fenster schwimmen mit unklarem Bezug zueinander in einer ungegliederten Fläche. Im Obergaden von Groß St. Martin treten Muldennischen neben die Fenster. Sie scheinen der Mauer wie einer bildbaren Masse eingedrückt und sind primär ein Mittel, ihre Materialität mitzuformen, während etwa in den burgundischen Laufgangwänden eine Raumschicht den Mauer Kern ersetzt und gegen den Außen- wie den Innenraum durch dünne Mauerschalen abgegrenzt wird.

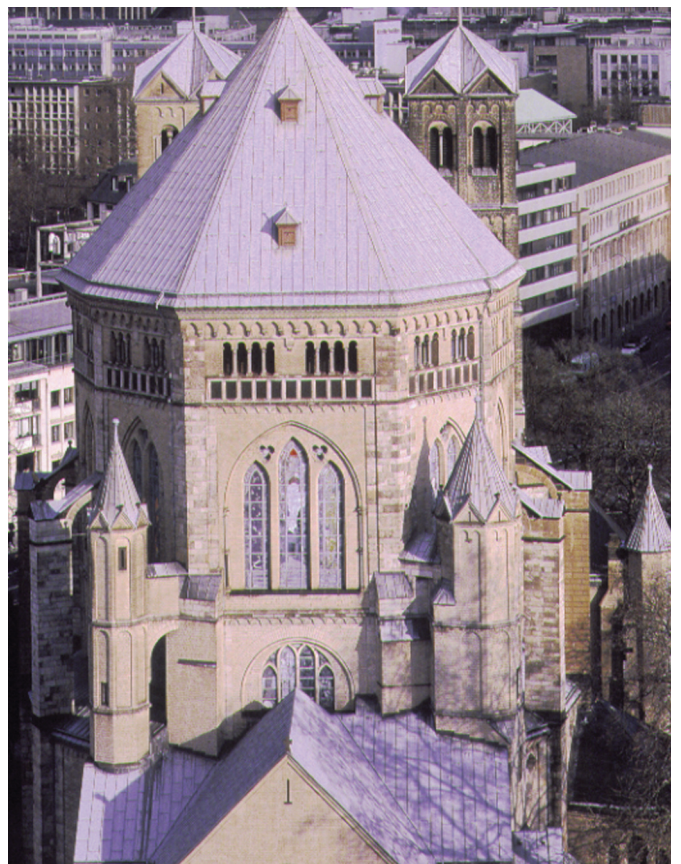


Figure 1. Köln, St. Gereon. Ansicht des Dekagons von Westen
(© Körber-Leupold).

(*) Universität zu Köln.

Man spürt an Einzelheiten wie den abgekragten Dienstbündeln des Obergadens oder den Knospen- und Knollenkapiteln der Triforiensäulchen und Gewölbedienste die Kenntnis der französischen Gotik, vermisst aber deren dynamischen Rundgliederstil und strenge, bis ins kleinste durchdachte Raumorganisation. Dehios Begriff des "Übergangsstils", mit dem solche Bauten gern belegt werden [1], scheint unangemessen; denn hier geht kein Stil in den anderen über, keine Form wirkt, als sei sie dabei, aus dem eben noch Romanischen ins schon Gotische überzuwechseln. Es ist eine dialektisch angelegte, auf Kompromissen aufbauende Synthese zweier Stile; der eine in der Ortstradition stehend und uneingeschränkt wirkungsmächtig, der andere trotz aus der Vergangenheit noch schwach erahnbarer Affinitäten letztlich unintegriert, punktuell nur wirksam und fremd in seiner Gegenbewegung zum gemeinsamen Erbe. Die Formverbindungen sind vielfältig, lassen aber eine gewisse Gemeinsamkeit erkennen.

Die Romanik öffnet sich dem gotischen Detail, läßt es aber schwerer, gesetzter, eigengewichtiger anklängen. Die gotische Wand- und Raumorganisation tritt hinter der romanischen zurück, doch die Eigenschaft ihres Details, konstruktive Bewandnis ästhetisch zwingend zu veranschaulichen, ringt dem romanischen Baukörper quasi im Nachhinein noch eine straffere Wirkung ab. Jahrzehntlang baut man mit Spitzbögen und Rippengewölbe und fängt sie mit Diensten ab. Doch man setzt diese Gerüstglieder in Räume hinein, deren Wände nach außen als Quadermassenbau unverminderter Dichte wirken. Kleeblatt- und Zackenbögen, Wulstprofile, Radialrippengewölbe mit segelartig geblähten Gewölbekappen und Rippenscheiben, hängende Schlußsteine, Fächerfenster, spitze Giebel, Falt- und Rautendächer bereichern die Räume und die Silhouetten der vieltürmigen Baukörper, aber eine Lockerung oder Dynamisierung der romanischen Tektonik können und sollen sie nur bedingt erzielen. Was im gotischen Sinn atektonisch anmutet, bedeutet dem romanischen Formgefühl eine Steigerung der architektonischen Würde durch vermehrte Bauzier. Diese Zier hat gewissermaßen "Display-Charakter". Sie wird vorgezeigt, als vermittele sich durch sie eine besondere Eigenschaft jener Architektur, die sie bekleidet. Dies gilt es in Zusammenhang mit einigen Gedanken, die ich später ausführen möchte, zunächst festzuhalten.

Um es apodiktisch zu formulieren: Es führt kein Weg von hier nach Lüttich in der Architektur des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts. Anders ausgedrückt: Es gibt für die Gestalt der neuen Kathedrale St-Lambert in Lüttich keine Voraussetzungen in der Kölner Architektur. Metropolitan- und Suffragansitz sind damals Orte ungleicher künstlerischer Orientierungen, die wir landläufig mit den Bezeichnungen Spätromanik und Gotik verbinden. Wem die Erklärung plau-



Figure 2. Köln, St. Gereon. Inneres nach Westen (© Körber-Leupold).

sibel erscheint, die Gotik habe sich wellenförmig von der Ile-de-France nach Osten verbreitet, dem mag es überflüssig scheinen, über diesen Umstand noch ein Wort zu verlieren. Lüttich 1189, Trier 1227, Köln 1248 wären in dieser Sicht zwangsläufige Etappen einer zentrifugalen Stilwanderung, Magdeburg 1209 und Marburg 1235 erläuterungsbedürftige, aber letztlich verstehbare Sonderfälle, welche als Ausnahmen die Regel zu bestätigen scheinen.

Bevor man sich in die vielleicht trügerische Sicherheit eines solchen stilgenetischen Expansionsmodells flüchtet, lohnt gleichwohl die Nachfrage, ob man denn nicht von einer Metropole wie Köln, damals auf dem Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Produktivität, eine aktivere Rolle bei der Aneignung und Weiterentwicklung der Gotik hätte erwarten können. Worauf mag die beobachtete Stilkonformität der Kölner Romanik wohl beruht haben, und was machte sie so wirkungsmächtig, daß sich eine der bedeutendsten Städte der Christenheit, an der Peripherie zur gotischen Welt gelegen, dem Stil des Neuen lange Zeit versagte?

Fragen wie diese füllen das Lebenswerk zweier bedeutender Forscher wie Hans Erich Kubach und Albert Verbeek, und so fällt es schwer, hierzu nochmals Gültiges auszusagen, ohne daß diese Aussage zu einer bloßen Paraphrase verkümmert [2]. Gewagt seien hier in Ermangelung neuer

[1] Dehio, Georg und Gustav von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Bd.2, Stuttgart 1901, 257ff. Zur Geschichte des Begriffs seit dem frühen 19. Jahrhundert vgl. Sauerländer, Willibald, Style or Transition? The Fallacies of Classification discussed in the Light of German Architecture 1190-1260, in: Architectural History 30, 1987, 1-13.

[2] Die gemeinsamen Forschungen zusammengefaßt in: Kubach, Hans Erich und Albert Verbeek, Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Bd.4: Architekturgeschichte und Kunstlandschaft, Berlin 1989

Deutungen, die sich der eigentümlichen "Stilverspätung" der Kölner Architektur widmen, lediglich einige Ordnungsversuche, die in Fragen münden.

Zunächst zwei Ausschließungen: Eine besondere Protektion der Romanik des 13. Jahrhunderts durch die Staufer - wie sie vielfach, wenn auch meist ohne explizite Begründung behauptet wird, kann für Köln nicht reklamiert werden. Staufisch läßt sich die Kölner Architektur um und nach 1200 sicherlich nicht nennen, ohne falsche Assoziationen zu wecken. Hier scheint vielmehr ein Fall gegeben, in dem die für die deutsche Kunst geläufige Praxis einer Periodisierung nach Herrscherhäusern Gefahr läuft, Absurditäten hervorzubringen. Köln war sowohl im Thronstreit zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV als auch später unter dem Gegenkönigtum Wilhelms von Holland aus guten Gründen antistaufisch orientiert, und die Staufer hatten keinen Anteil an den hier in Frage stehenden Bauaktivitäten.

Auch von einem Kölner Metropolitanstil können wir nicht sprechen, denn zum einen handelt es sich um eine Bauweise, die zwar über Köln hinaus im Rheinland und an der Maas verbreitet ist, nicht aber in den östlichen Kölner Suffraganbistümern Minden, Münster und Osnabrück, zum anderen partizipiert die in ihrem frühromanischen Bestand unveränderte Metropolitankirche, der Köln Dom, selbst nicht an ihm.

Kubach und Verbeek führen hilfswise das Erklärungsmodell der "Kunstlandschaft" ein [3] - ein Abstraktum, das recht betrachtet nichts erklärt sondern lediglich konstatiert, in einer als Landschaft umrissenen Region vollzögen sich allgemeine Konvergenzen der Gestaltbildung an Artefakten.

Inmitten der Ratlosigkeit ist zu fragen nach den eigentlichen Trägern der damaligen Kölner Baukultur und nach ihrem identitätsstiftenden Selbstverständnis. Wenn ich hierbei auch Altbekanntes ansprechen werde und manches vielleicht allzu naheliegend scheint, so geht es doch zugleich um eine Erinnerung an Grundsätzliches.

Erinnern will ich an das Movens der romanischen Stilbildung schlechthin: an die programmatische, wenn auch formal höchst variantenreiche Annäherung an eine als vorbildlich angesehene Architektursprache der römischen Antike, aus der die Gestalt der römischen Mutterkirche und der ranghöchsten Basiliken erwachsen war. Erinnern will ich zugleich daran, daß dieses Movens der Antikennachfolge in Gestalt einer Anverwandlung des Christlich-Römischen für die Bauherren Kölns in ganz besonderer Weise verpflichtend war, und daß hierin ein Motiv für die auffällige Beharrungskraft der Kölner Romanik liegen mag. Dreh- und Angelpunkt dieser Motivation ist das Selbstverständnis der

Stadt als "Sancta Colonia", ein Titel, der schon in karolingischer Zeit schriftlichen Niederschlag fand [4], seit dem frühen 10. Jahrhundert als Münzaufschrift propagandistisch verbreitet wurde [5] und auch das älteste, zwischen 1114 und 1119 entworfene Kölner Stadtsiegel als Ehrentitel umschließt: "Sancta colonia dei gratia roma(nae) ecclesiae fidel(is) filia." [6].

In der Mitte der Münze thront Petrus, Titularheiliger der römischen und kölnischen Kirche zugleich. Hier ist der Anspruch einer besonderen Heiligkeit formuliert, die nach mittelalterlicher Auffassung neben Köln nur Rom, Jerusalem und Trier als altehrwürdigen Stätten der Christenheit zugesprochen wurde. Als Tochter Roms verstand man sich weniger aufgrund einer über alle politischen Fährnisse hinweggehaltenen Papsttreue. Hieran hatte es die Kölner Kirche im Gegenteil des öfteren mangeln lassen. Man erhob diesen Anspruch vielmehr im Bewußtsein um die eigenen römisch-frühchristlichen Wurzeln. Nicht allein hatten in Köln Gereon und die Thebäische Legion im Widerstand gegen Diokletian und Maximian der Märtyrertod erlitten [7], auch die angebliche Missionierung Kölns durch den von Petrus selbst ausgesandten Maternus lieferte Stoff für die beanspruchte Nähe zur römischen Mutterkirche [8].

[4] Im Jahr 804 wird der Kölner Bischof Hildebold als "*sanctae Agrippinensis urbis episcopus*" bezeichnet. Oediger, Friedrich Wilhelm, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd.1 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 21,1), Bonn 1954-1961, Nr.103.

[5] Köln prägte unter Ludwig dem Kind (900-911) Münzen mit der Aufschrift "[sancta] COLONIA A[grippina]". Auf Münzen der Zeit Heinrichs II. (1002-1024) heißt es "[S[an]C[t]a COLONIA".

[6] Zum Kölner Stadtsiegel Diederich, Toni, Das älteste Kölner Stadtsiegel, in: Aus kölnischer und rheinischer Geschichte. Festgabe Arnold Gütschers (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 29), Köln 1969, 51-80; ders., Die alten Siegel der Stadt Köln, Köln 1980, 14-46; ders., Rheinische Städtesiegel (Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Jahrbuch 1984/85), Neuss 1984, 261-265; Groten, Manfred, Die Kölner Richerzeche im 12. Jahrhundert, mit einer Bürgermeisterliste, in: Rheinische Vierteljahresblätter 48, 1984, 34-85; ders., Studien zur Frühgeschichte deutscher Stadtsiegel, Trier, Köln, Mainz, Aachen, Soest, in: Archiv für Diplomatik 31, 1985, 443-478; ders., Wurde das romanische Kölner Stadtsiegel im Kloster St.Pantaleon gestochen?, in: Colonia Romana 1, 1986, 73-77; Kahsnitz, Rainer, Imagines et signa. Romanische Siegel aus Köln, in: Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik in Köln. Katalog zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Josef-Haubrich-Kunsthalle, hg. von Anton Legner, Bd.2, Köln 1985, 21-61, hier 57-58. Für eine Datierung des Kölner Stadtsiegels ins mittlere 12. Jahrhundert plädieren Jakobs, Hermann, Eugen III. und die Anfänge europäischer Stadtsiegel nebst Anmerkungen zum Bande IV der Germania Pontifica, Köln-Wien 1980, 1-34; ders., Nochmals Eugen III. und die Anfänge europäischer Stadtsiegel, in: Archiv für Diplomatik 39, 1993, 85-148; ders.: Der adventus papae als Ursprungszeugnis rheinischer Stadtsiegel, in: Köln, Stadt und Bistum in Kirche und Reich des Mittelalters. Festschrift für Odilo Engels zum 65. Geburtstag, hrsg. von Hanna Vollrath und Stefan Weinfurter, Köln-Weimar-Wien 1993, 349-365, Drös, Harald, Siegelepigraphik im Umfeld des ältesten Kölner Stadtsiegels, in: Archiv für Diplomatik 39, 1993, 149-199.

[7] Passio sanctorum Gereonis, Victoris, Cassii et Florentii Thebaeorum martyrum (Migne, Patrologia latina t.212, Sp.759ff); vgl. hierzu Kentenich, K., Der Kult der Thebäer am Niederrhein, in: Rheinische Vierteljahresblätter 1, 1931, 339-350.

[8] Die Maternus-Legende ist Bestandteil der wohl aus der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts stammenden Vita sanctorum Eucharis, Valerii, Materni (AA.SS.Jan.II.,918-922). Vgl. hierzu Oediger (wie Anm.4), 1-9; Thomas,

[3] Kubach/Verbeek (wie Anm.2), 469-500.

Es zeigt sich in den Einschätzungen Fremder, daß dieser Anspruch durchaus verding. Wiliam von Malmesbury etwa findet in seiner um 1125 verfaßten englischen Kirchengeschichte für Köln die Formulierung: "Colonia est civitas maxima, totius Germaniae metropolis, conferta mercimoniis, referta Sanctorum patrociniis" [9]. Noch im Jahr 1499 wirbt die Koelhoff'sche Chronik mit den singulären Heiltümern der "Sancta Colonia", und mit den ungezählten Kirchen, die sich zum "Dornenkranz von Köln" zusammenfügen [10].

Wer aber waren zur Zeit der großen Baublüte zwischen 1150 und 1250 die eigentlichen Gralshüter dieses Kölner Heils, so wäre zu fragen, und bestand für jene Hüter nicht besondere Veranlassung, in ihren architektonischen Setzungen Konformität mit der römischen Kirche zu dokumentieren? Neben Erzbischof und Domkapitel sind es die Klöster und Kollegiatstifte, die im officium divinum des Heiligenkultes hervortraten, und sie sind diejenigen, die ihm den angemessenen baulichen Rahmen schufen. Von den noch erhaltenen zwölf romanischen Kirchen Kölns wurden neun als Stiftskirchen, zwei als Klosterkirchen und nur eine als Pfarrkirche erbaut [11]. Die herausragende Bedeutung dieser geistlichen Institutionen für die Stadt ist offenkundig. Die Inkorporation der noch vor den Mauern liegenden Immunitäten von St. Severin, St. Pantaleon, St. Mauritius und St. Gereon war bekanntlich Ursache für den Bau der damals größten Stadtmauer nördlich der Alpen. In der 1180 beurkundeten Einigung zwischen Erzbischof und Gemeinde über den Bau der neuen Befestigung ist vermerkt, sie sei "ad decorem ac munitionem civitatis" zu vollenden [12], wobei die Reihenfolge der beiden hier genannten Zwecke wohl einer Rangfolge gleichkommt.

Heinz, Studien zur Geschichtsschreibung des 11. Jahrhunderts, insbesondere zu den Gesta Trevirorum (Rheinisches Archiv 68), Bonn 1968; Haverkamp, Alfred, "Heilige Städte" im hohen Mittelalter, in: Mentalitäten im Mittelalter, hrsg. von František Graus (Vorträge und Forschungen 35), Sigmaringen 1987, 119-156. Schon die Verwendung des besagten Stadtsiegels durch die Richerzeche, der politische Vereinigung der bedeutendsten Kölner Patrizier, hatte die Ideologie der Sancta Colonia über die kirchlichen Institutionen Kölns hinaus auch für die Bürgerschaft hoffähig gemacht. Von der Chronistik des 13. Jahrhunderts schließlich wurden gar die Gewährung der städtischen Freiheiten und der Ehrentitel der Sancta Colonia zugleich auf die frühe und friedliche Bekehrung der römischen Stadt durch Maternus zurückgeführt. Vgl. die Ausführungen zu Gottfried Hagens Kölner Reimchronik in: Groten, Manfred, Köln im 13. Jahrhundert. Gesellschaftlicher Wandel und Verfassungsentwicklung, Köln-Weimar-Wien 1995, 246-257.

[9] Wiliam of Malmesbury, Gesta Pontificum Anglorum V, § 268. (Migne, Patrologia latina t.179, Paris 1855, Sp. 1670)

[10] Die Cronica van der hilliger Stat va[n] Coelle[n]. Faksimilierter Nachdruck unter Verwendung eines Exemplars der Kölner Diözesanbibliothek, Köln 1972, S. CLXVI r. (Fehlerhafte Paginierung schon im Original; richtig wäre: CXLVI)

[11] Stiftskirchen: St. Gereon, St. Severin, St. Kunibert, St. Andreas, St. Aposteln, St. Georg, St. Maria im Kapitol, St. Cäcilien, St. Ursula. Klosterkirchen: St. Pantaleon, Groß St. Martin. Pfarrkirche: St. Maria Lyskirchen.

[12] Knipping, Richard, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd.2, Bonn 1901, Nr. 148.



Figure 3. Köln, St. Gereon. Inneres nach Westen (© Körber-Leupold).

Den ökonomischen und technologischen Sog dieser gigantischen Bauaufgabe nutzend, ergriffen die großen Kollegiatstifte die Gelegenheit zum Neu- oder Umbau ihrer Kirchen. Nicht so das Domkapitel, das vor 1225 von Erzbischof Engelbert I von Berg erfolglos unter Zusage hoher jährlicher Zuwendungen gemahnt wurde, einen neuen Dom zu bauen [13]. Dies scheint in die politische Landschaft jener Zeit zu passen, denn nach allem, was aus den Quellen zu erschließen ist, trat das Domkapitel erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus dem Schatten des Priorenkollegs, dessen Kern mit Dompropst, Domdechant, den sieben Präpsten der teilweise oder vollständig hochadlig besetzten stadtkölnischen Kollegiatstifte und den Äbten der erzbischöflichen Klöster den engeren Rat des Erzbischofs bildete [14]. In dieser Gruppe Kölner Prälaten wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts Machtpolitik betrieben. Keine wichtige Entscheidung ohne den Konsens der Prioren, kein größeres Rechtsgeschäft ohne deren consilium. Bis weit ins 13. Jahrhunderts hinein bildete das Priorenkolleg das eigentliche Wahlgremium des Bischofsstuhles, und bei Vakanz führte es

[13] Knipping, Richard, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd.3,1, Bonn 1909, Nr. 546.

[14] Groten, Manfred, Priorenkolleg und Domkapitel von Köln im Hohen Mittelalter. Zur Geschichte des kölnischen Erzstifts und Herzogtums (Rheinisches Archiv 109), Diss. Köln 1977, Bonn 1980.

die Regierungsgeschäfte. In diesem Gremium könnten aber auch jene Weichen gestellt worden sein, die der Korporation der Prioren zu jener heute noch sichtbaren architektonischen corporate identity der von ihnen geführten Stifte und Klöster verhalf. Über die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts verbürgten gegenseitigen Schutzverträge unter den Kollegiatstiften hinaus [15] mag die Romanitas der gemeinsamen architektonischen Haltung eine weitere Klammer zwischen diesen geistlichen Instituten gewesen sein, denen die Wahrung des "Kölner Heils" wohl ein gemeinsames Anliegen war [16].

Es steht also zu vermuten, daß der Rekurs auf Rom seines Verweischarakters wegen absichtsvoll aufrechterhalten wurde. Jedenfalls dürften den Kölner Stiftsherren die neuen Entwicklungen in Frankreich nicht verborgen geblieben sein. Seit dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts stieg in Köln die Zahl jener Kanoniker, die den Magistertitel trugen [17], und nicht wenige unter ihnen mögen in Paris studiert haben, wo sich zu dieser Zeit die Ausbildung der akademischen Grade vollzog. Traut man nämlich den Worten des Caesarius von Heisterbach, so war Paris um 1200 der beliebteste Studienort der Rheinländer [18]. Auf die Neubauten der Kölner Stifte jedoch hatten diese Verbindungen keinen Einfluß.

Eine besondere Hinwendung der *fidelis filia Romanae Ecclesiae* zur Architektur der römisch-antiken Mutterkirche ließe sich mit diversen Argumenten belegen. Die lange und in ihrer Dichte singuläre Tradition des Triconchos von St. Maria im Kapitol (1040-1065) über St. Georg (1059-1067), Groß St. Martin (um 1150-1172), St. Andreas (um 1190-1220) zu St. Aposteln (um 1200-1220) spricht eine ebenso deutliche



Figure 4. Köln, Gross St. Martin und Dom. Aussenansicht (© Körper-Leupold).

Sprache wie die auffällige Affinität zum monumentalen Gewölbebau, der mit Kreuz- und Tonnengewölben, Kalotten und Klostergewölben eine große Typenvielfalt umfaßt und in den großen Kuppelprojekten über Zentralräumen, Westchören und Vierungen gipfelt [19]. Unter diesen Kuppeln gleicht kaum eine einer zweiten. Alle zusammen bilden sie ein Kompendium unterschiedlichster, jedoch sämtlich im römischen Monumentalbau vorgebildeter Typen und Konstruktionsweisen.

Ein weiteres Wesensmerkmal der Kölner Romanik ist die innen wie außen konsequent angelegte Wandgliederung durch Geschoßaufbau - ein seit vor- und frühromanischer Zeit verfolgtes Prinzip. Wegweisend war nicht die kolossale Pilasterordnung an den Konchen von St. Maria im Kapitol (1040-1065), sondern bereits jene zweigeschossige am zweiten Westwerk von St. Pantaleon (984/91- um 1000). Hier bilden erstmals Lisenen mit Rundbogenfries, und in einer vorderen Ebene gesimstragende Pilaster, ein gestuftes Wandrelief,

[15] Zu die Schutzverträgen zwischen den Kölner Kollegiatstiften Diederich, Toni, Stift - Kloster - Pfarrei. Zur Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaften im Heiligen Köln, in: Köln: Die romanischen Kirchen. Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. von Hiltrud Kier und Ulrich Krings (Stadtspuren - Denkmäler in Köln 1), Köln 1984, 17-78, hier 70.

[16] Aart Mekking sieht das Beharren der Kölner Stifte auf dem romanischen Stil anders motiviert. Er vermutet, die Entscheidung des Kölner Domkapitels für einen Neubau im Stil der französischen "Königskathedralen" sei ein Weg gewesen, der für die Stifte nicht gangbar war. Die Hierarchie der kirchlichen Bauaufgaben habe die Adaption dieses Stils unterhalb der Metropolitanenebene nicht erlaubt. Mekking, Aart J.J., *Traditie als matstaf voor vernieuwing in de kerkelijke architectuur van de middleeuwen*, in: Bulletin KNOB 97, 1998, 205-223. Gegen diese Annahme sprechen die zahlreichen französischen Stiftskirchen des 13. Jahrhunderts im "kathedralgotischen" Stil.

[15] Zu die Schutzverträgen zwischen den Kölner Kollegiatstiften Diederich, Toni, Stift - Kloster - Pfarrei. Zur Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaften im Heiligen Köln, in: Köln: Die romanischen Kirchen. Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. von Hiltrud Kier und Ulrich Krings (Stadtspuren - Denkmäler in Köln 1), Köln 1984, 17-78, hier 70.

[16] Aart Mekking sieht das Beharren der Kölner Stifte auf dem romanischen Stil anders motiviert. Er vermutet, die Entscheidung des Kölner Domkapitels für einen Neubau im Stil der französischen "Königskathedralen" sei ein Weg gewesen, der für die Stifte nicht gangbar war. Die Hierarchie der kirchlichen Bauaufgaben habe die Adaption dieses Stils unterhalb der Metropolitanenebene nicht erlaubt. Mekking, Aart J.J., *Traditie als matstaf voor vernieuwing in de kerkelijke architectuur van de middleeuwen*, in: Bulletin KNOB 97, 1998, 205-223. Gegen diese Annahme sprechen die zahlreichen französischen Stiftskirchen des 13. Jahrhunderts im "kathedralgotischen" Stil.

[17] Groten (wie Anm.8), 45-50.

[18] Strange, Joseph, *Caesarii Heisterbacensis monachi ordinis Cisterciensis dialogus miraculorum*, 2 Bde., Köln-Bonn-Brüssel 1851, 2, 13, 241.

[19] Zentralräumliche Gewölbelösungen: St. Pantaleon, Grabkapelle (um 966); St. Heribert (Weihe 1019/20); St. Georg, Westchor (vor 1188); Groß St. Martin, Vierung (Weihe 1172); St. Aposteln, Ostvierung (um 1200); St. Maria im Kapitol, Vierung (bald nach 1200); St. Andreas, Vierung (vor 1221); St. Gereon, Dekagon (1219-1227) und Taufkapelle (um 1230/40); St. Pantaleon, Kapitelsaal (um 1220).

welches das römische Prinzip der bekleideten Wand schöpferisch umformt. Ich zögere nicht, für diese Gliederung den Begriff der Superposition zu verwenden, denn was wir gewohnt sind als Geschoßgesims zu bezeichnen, ist als Gebälk gemeint, und der Wechsel von der kräftigeren unteren zur schlankeren oberen Proportion, von der konvexen zur konkaven Kapitellkontur an den Mittelpilastern der Giebelfronten drängt zu dieser Deutung. Antikisch ist auch der rot-weiße Steinwechsel an den Bögen, der mit entsprechendem Farbauftrag intensiviert war [20]. Daß das verlorene, monumentale Skulpturenprogramm der Westfront mit seinen Anklängen an spätantike Triumphbögen einen solchen Bezug auch des architektonischen Ornates geradezu forderte, sei hier nur am Rande erwähnt [21].

Die rheinischen Etagenchöre der Hochromanik überführen die Superposition von St. Pantaleon von der Architravin in die Bogenarchitektur. Von jenen Chören, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts diesen Typus formten - unter ihnen die Ostchöre des Bonner Münsters, der Koblenzer Kirche St. Kastor, der Klosterkirche Maria Laach und von St. Servatius in Maastricht - verfolgt derjenige von St. Gereon in Köln die Idee der übereinander postierten Stützen- und Bogenordnungen am konsequentesten und mit stärkster Differenzierung der Reliefschichten von unten nach oben. Hier wechseln Lisenen zu Säulen, Würfel- zu Laubwerkkapitellen, hier tritt über drei Geschosse jeweils eine Reliefschicht in den Bogenblenden hinzu. So ist das antike Konzept der bekleideten Wand aus geschoßweise sich verjüngenden Gliedern, sich auflösenden Flächen und sich verdichtendem Dekor mit modernen Mitteln umgesetzt, das römische Vorbild sublimiert, aber dennoch klar zu assoziieren.

Die um 1000 verfaßte Passio Gereonis beanspruchte Helena, die Mutter Konstantins des Großen, als Gründerin des spätantiken Memorialbaus St. Gereon [22]. Das hochadlige Stift, ranghöchste geistliche Institution Kölns nach dem Domkapitel, war sich also bewußt, daß man diesen Chor an ein römisch-christliches Monument erster Kategorie anfügte. Mit dem zeitgemäßen Kommentar antikischer Wandordnungen reklamierte man Antikennachfolge. Noch die Koelhoff'sche Chronik von 1499 weiß offenbar um die legitimitätsstiftende Wirkung der antiken Baugestalt. Während die eingestreuten Stadtprospekte den Zentralbau von St. Gereon in seiner Dekagonfassung des 13. Jahrhunderts zeigen, ist der Bau in jenem Passus, der auf Helena als Gründerin verweist, als spätantike Rotunde typisiert. Es ist der gleiche Holzschnitt, der auch für die Illustration des Salomonischen Tempels verwendet wurde [23].

[20] Zur ursprünglichen Außenfassung Mühlberg, Fried, Köln: St. Pantaleon und sein Ort in der karolingischen und ottonischen Baukunst (Stadtspuren - Denkmäler in Köln 17), Köln 1989, 158.

[21] Zum Skulpturenprogramm Untermann, Matthias, Die ottonischen Skulpturenfragmente von St. Pantaleon, in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 48, 1977, 279-290.

[22] Passio sanctorum Gereonis, Victoris, Cassii et Florentii Thebaeorum martyrum (Migne, Patrologia latina t.212, Paris 1855, Sp. 759ff).



Figure 5. Köln, Gross St. Martin. Inneres nach Westen (© Körber-Leupold).

Seit den Bauuntersuchungen nach den Zerstörungen des 2. Weltkrieges weiß man, daß das spätantike Nischenoval von St. Gereon in dem 1219-1227 über ihm erbauten Dekagon bis weit in die Obergeschosse substanziell erhalten ist. Die behutsame Übernahme dieser altehrwürdigen Substanz in den Umbau hat Spoliencharakter. Es galt, die wohl ruhmreichste Stätte der Sancta Colonia, Reliquiar bedeutender Heiltümer, zu aktualisieren, ohne sie ihres Alterswertes zu entfremden. Das Ergebnis ist in der Forschung viel diskutiert worden, und die möglichen gotischen Quellen sind im einzelnen benannt - von der Viergeschossigkeit der Querhauskonchen in Noyon und Soissons über das sogenannte Aquäduktsystem der tonnengewölbten Innenstreben in Champagne und Bourgogne bis zu den Plattenmaßwerken in Soissons, Orbais und Chartres und den Paßöffnungen in den Emporenzwickeln des Early English. Gleichwohl bleibt es rätselhaft, wie es zur Vermengung so vieler unterschiedlicher Anregungen kommen konnte [24]. Gewürdigt wurde der stringente

[23] Die Cronica van der hilliger Stat (wie Anm.10), S.XVII r. und LXXII r. Ferner ist St. Martin in Worms als vermeindliche Gründung Ottos III. von 991 in dieser Form dargestellt (S.CLI v.). Möglicherweise gab hierzu der achtseitige Kuppelaufbau über dem Sanktuarium der Kirche Anlaß, der 1689 zerstört wurde.

[24] Zum Stand der Forschung Machat, Christoph, Das Dekagon von St.

Gewölbebezug der steilen Aufrißintervalle und die durch Laufgänge konsequent zweischalig konzipierte Wand, eine explizite Abwendung vom romanischen Konzept der lediglich ausgehöhlten Mauersubstanz. Gleichwohl bleiben die Vereinzelung der Bogenmotive, die ornamentale Wirkung der Fächerfenster, die lastende, hart gestufte Schwere der Schildbögen im Obergaden, die altertümliche Busung der Gewölbekappen zu konstatieren, und man wird fragen dürfen, ob ohne diese Romanismen eine Integration des antiken Nischenkranzes im Erdgeschoß ästhetisch hätte gelingen mögen.

Außen sind die Strebe Pfeiler mit ihren kurzen Viertelkreisbögen die einzige Konzession an ein gotisches Innengefüge von über 34 m Gewölbehöhe. Sie umstehen einen romanisch anmutenden Baukörper, für den Lisenen- und Geschoßgesimse unverändert die probaten Gliederungen bilden. Die Fenster - selbst jene des Obergadens - bleiben Öffnungen in isolierten Wandfeldern, und die mit Plattenfries unterlegte Zwerggalerie krönt eine Silhouette, die mit den Neubauten der anderen Kollegiatstifte konkurriert, nicht aber aus deren Repertoire ausbricht. Es galt, den Dornenkranz der Sancta Colonia aufs Neue zu schließen, gleichwohl ihr architektonisches Decorum zu wahren [25].

Die normative Kraft dieser Sinnstiftung scheint verpflichtend gewesen zu sein. Keines der Kölner Klöster und Kollegiatstifte initiierte in den folgenden Jahrzehnten einen Bau, den man hätte gotisch nennen können. Im Gegenteil: die letzte romanische Großbaustelle in Köln, der 1247 geweihte Westbau von St. Kunibert, greift mit seiner Registerfassade aus Lisenen, Gesimsen und Bogenfriesen weit über die Blendbogenfronten seiner unmittelbaren Vorgänger zurück auf die Anfänge der Geschoßbildung am Westwerk von St.

Pantaleon - eine erstaunliche, die vorromanische Architravarchitektur wiederbelebende Retrospektive.

Als sich das Kölner Domkapitel 1247 endlich zu einem Neubau der Kathedrale entschloß und ein Jahr darauf der Grundstein gelegt wurde, gab es für den im modernen Rayonnantstil zu realisierenden Dom in der Kölner Architektur nicht die geringsten Voraussetzungen. Eine Bindung an den Repräsentationsstil der Klöster und Stifte schien ganz offenbar nicht opportun, denn jener war der Stil der politischen Rivalen, gegen die man sich im Wettbewerb um Einflußnahme und Amtsvollmachten am Metropolitansitz soeben erst durchsetzte. Man orientierte sich international wie die seit einigen Jahrzehnten in der Stadt wirkenden Bettelorden, für die eine moderne Antithese zur Zierarchitektur der reichen Kollegien erst recht gefordert war. Ihnen ging es nicht wie jenen um Identitätsstiftung im lokalen Milieu, sondern um Erkennbarkeit ihrer Kirchen im europäischen Kontext. Etwa gleichzeitig mit den Domherren begannen die Minoriten unter dieser Prämisse ihre große Kirche, deren schon 1260 fertiggestellter Chor sich durch die Kathedrale in Toul und Liebfrauen in Trier beeinflusst zeigt, doch vor allem durch seine grandiose Einfachheit beeindruckt. Nun erst, unter anderen Auftraggebern, wandte sich die Kölner Kirche dem Neuen Bauen im Westen zu. Das Heilige Köln wuchs in den folgenden Jahrhunderten um eine Vielzahl neuer Kirchen, doch unter ihnen hatten die um 1200 von den altherwürdigen Kloster- und Stiftskollegien errichteten Bauten weitgehend unveränderten und konkurrenzlosen Bestand. In der 1531 durch Anton Woensam in Holz geschnittenen Stadtansicht präsentieren sie sich, am Ende des Textfrieses unter dem Bild mit ihren Reliquien ausgewiesen, unangefochten als aufeinander bezogene Gruppe vieltürmiger und reich gegliederter Fronten, deren Gravitas den Gedanken an die römische Mutterkirche wahr.

Gereon, in: *Colonia Romanica* 4, 1989, 45-53; Niemeyer-Tewes, Marion, *Das Dekagon von St. Gereon in Köln* (73. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln), Diss. Köln 1998, Köln 2000.

[25] Wertete man das Dekagon als wegweisende Etappe der Kölner Romanik in die Gotik, so bliebe der Stilcharakter der zwischen 1242 und 1245 an den Zentralbau angefügten Taufkapelle vollends unverständlich. Deren Zierarchitektur aus gebündelten en-délit-Säulchen vor tiefen Wand- und Fensternischen und die reiche Ausmalung der Kapelle in der Tradition des rheinischen Zackenstils zeigen sich von den im Dekagon anklingenden Gotizismen ganz unbeeindruckt. Vgl. hierzu Skriver, Anna, *Die Taufkapelle von St. Gereon in Köln. Untersuchungen zur Wechselwirkung zwischen Architektur und Farbfassung spätstaufischer Sakralräume im Rheinland* (Mediavalis. Beiträge zur Kunst des Mittelalters, hg. von Klaus Gereon Beuckers und Stefanie Lieb 2), Diss. Köln 1998, Köln 2001.